

ERV

Monika Prams-Rauner

QUERFELDEIN

Miniaturen

Erwin Rauner Verlag

1. Auflage
© Erwin Rauner Verlag Augsburg 2000
Alle Rechte vorbehalten
Druck: Steinmeier, Nördlingen

ISBN 3-9807122-0-6



Herbst

I

Aus der gebündelten Luft werden die Bilder gepreßt wie das reife Obst in der Kelter und die Pfauenaugen flattern zwischen die Worte. Betäubt vom vergorenen Saft gaukeln sie zwischen den Silben und Reihen und die Spinnen flechten einen Altweibersommer daraus. Ein bitterer Geschmack bleibt auf dem Gaumen, wo die Zunge klebt und nach der Bezeichnung sucht für dieses All. Eingebunden in Feld und Nacht, eingelagert in kühle Keller, in Einweckgläser und Faß. Zwischen hellen Strahlen im Fenster vertrocknete Blumen und Birklaub. Hühnergeschrei vor dem Schlachthof. Einmachtag zwischen den Zeiten. Schwerelos zwischen fallenden Wolken und Laub, Caféhausmusik und Marktgeschrei, zwischen Blutbuche und Fasan, Pilz und Stiefeln, zwischen den Dingen, auf stoppligem Feld, inmitten der vollen Leere, der eingefrorenen Welt, inmitten von Farbe und Dunkel und Eis und Duft, fällt der Spruch über mich und die anderen: Nie mehr. Nur Fallen und Treiben.

II

Farben und Klänge verfließen wie Wasser in einer Brunnenschale. Es rauscht um mich her, wird ruhiger und manchmal blitzt der Goldgrund hervor. Irdene Krüge mit Rosen und Johanniskraut säumen den Weg. Einen letzten Blick werfe ich auf die Asten und Schlehen, die Gladiolen und das trockene Moos am Wegrand. Dann gehe ich fort, aus einem braunen Haus wächst Stille und eine Sonnenblume. Die Fensterläden sind geschlossen. Hier biegt der Weg ab, das gebrochene Licht verfängt sich im Tongrau der Dämmerung. Geräuschlos fallen die Blätter und Stunden. Einsamkeit sinkt in den Nebel kommender Tage.

III

Vom Sonnwendfeuer sprangen die Funken über in den glutvollen Tag. Beeren und Blumen vergeuden ihr letztes Herzkirschenrot. Schmetterlingsfarben der Tod. Weichgelbe Birnen schmoren am Spalierbaum. In die Luft fällt ein silbernes Netz. Darin möchte ich mich einspinnen wie in einen Kokon, dann könnte ich überleben.

IV

Abends, wenn wir hinausgehen, fallen Sommerblumen aus vielen Jahren. Der Herbstwind streicht vom Land mit dem Gekreisch der Vögel. Nur eine rotglühende Aster läßt er uns und den Geruch vom Kartoffelfeuer. Dann fegt er über die leeren Felder und verspottet uns, die wir bleiben.

Blick aus dem Fenster

Die Gardine stickt Blumen und Birnen in den goldgerahmten Abendhimmel. Auf roten Wassern segeln die Wolken ins Morgenland. Gegenüber entbrennt ein Küchenlicht. Dann wird alles dunkel. Novembernaut liegt über den Häusern und Straßen, niemand geht vor die Tür. Die Kränze sind schon bestellt, in der Ferne blinken die roten Grableuchten, aber aufflammende Neonröhren strahlen heller, die Nacht wird unsichtbar.

Apokalypse

Am Anfang war das Wort und das Wort war bei Gott und das Wort war Gott. Was aber, wenn die Worte verlorengehen, wenn alles still ist. In den Kirschbäumen hängt der rote Mond. Wenn der große Fluß überströmt, reißt er alles mit sich bis ans Ende der Welt. Die Pappeln am Ufer wissen es und lispeln ängstlich. Es wird endgültig sein, nicht mehr Deucalion und ein mitleidiger Gott, keine Rettungsarche. Die untergehende Sonne tropft langsam ins Nichts. Der Mond verlischt. Rauhreif fällt in den Nächten bis Allerseelen. Die wilde Jagd beginnt.

Winter in den Bergen

Am See schießen Bauern Eisstöcke. Einige stehen schweigend wie in der Kirche und schauen zu. Über Nacht fällt der Föhn ins Tal. Jemand rüttelt an der Tür. Blas das Licht aus! Suche den Bannspruch in der großen Truhe! Der Schnee ist krank und das Eis gebrochen. Der Wind läutet die Totenglocke.

Bayerisches Bild

Nach einem Gewitter
glänzt gelbes Getreide
zwischen Himmel und spiegelnden Seen.
Feucht riecht die Luft, nach Moos
und gefälltem Holz,
das Gatter kreischt, lange noch
äugen käuende Kühe wegwärts.

Wetterleuchten

Aus schweren Wolken
bricht letztes Licht
ans Fensterkreuz.
Rostroter Widerschein zieht
auf dem Holzboden eine Spur.

Die Dorfkirche läutet
in lila Gestein
bis es dunkel wird
in die Fenster hinein

zum Rosenkranz.

Einen Kranz aus Rosen
winde ich mir,
einen Dornenkranz,
und hänge ihn an die Tür.

Das Licht ist gebrochen,
dunkel ist es und still,
rot liegt meine Hand
und zerstochen,
niemand jetzt schlafen will.

Trauriger Weg

Durch einsame Gärten geh ich im Regen,
allein mit mir und meinen Gedanken,
helle Tropfen sind auf den Wegen
und die Büsche im Winde wanken.

Leise nun meine Schritte verhallen,
wenn ich sehe die Tollkirschen ranken
um mich ihren Zweig und die Weiden fallen,
und Wege und Himmel versanken.

Ich meinte, ich müßte vergehn,
mohnblumenleicht verwehn,
um als Tau wiederzukehrn
aus unendlichen Fernen.
Stern werden wäre zu schwer.

Ewigkeit

Zurück will ich in eine Muschel.
Einrollen will ich mich wie ein Tier
im Winterschlaf ewiger Zeiten.
Nicht mehr träumen
nicht mehr hoffen
nur sein
starr
angstlos.

Sonnenuntergang

Letztes Licht. Goldpappel.
Flammende Ebereschen.
Dem Winter entkommene Blätter
zerfallen zu Wind.

Novembertag

Herbstnacht fällt kühl auf mich,
überm Kartoffelfeuer liegt Schnee,
ich gehe feldeinwärts dem Mond zu,
zerfall mit dem Licht und vergeh

in dem feuchten Schlag deines Flugs,
mein Vogel, bleibe und steh
auf meinem Herzen, dem Eisblumenglas,
damit es nicht springt und verweht.

Wintereinbruch

Wildrosengeflatter
auf dem Berge, da wehet der Wind,
im Tal dunkelt Schnee
auf erfrierendem Baum
niemand geht
zwischen Berg und Tal,
nur Tod.

Frühling in Planegg

Im Park der Bücherei
ein blauer Teppich aus Josefsblumen.
Als wäre es ein Stück neuer Himmel.
Wer hier stehen könnte
wie die alten Eichen
im Märzwind, abends,
wenn die Amseln singen,
wer hier stehen könnte,
bräuchte sonst nichts mehr.

Großmutterns Zimmer

Im Schrank Lavendelsäckchen und Parfümgeruch.
Alte Hüte und seidene Handschuhe,
eine Auswahl aus Waggerls Werken.
Viele bunte Porzellanfiguren zur Zierde.
In einer Schale kleine Kürbisse
und am Fensterbrett
Geranienableger für den nächsten Sommer.

Vertrocknete Vogelbeeren und früher Mond
am wolkenleeren Himmel.
Eine Kanne Sauermilch
und Schwarzbrot auf dem Tisch
sind mir lieber als Kaviar und Lachs.
Vielleicht bin ich das Ärmere schon gewohnt,
vielleicht kenne ich aber noch
den Geruch der feuchten Erde.
Bald werden Vögel die Beeren holen
und dann fällt der erste Reif.

Sonntag auf dem Dorf

Die Apfelblüten breiten ein feines Linnen
auf die dunkle Erde.
Es liegt so leicht wie später Schnee.
Nichts ist zu hören,
nur das Pfeifen der rasenden Autos
durch die Löwenzahnwiesen
und immer dieser scharfe Wind
um die Hausecke.

Die Schwalbe und die Schnecke

Die Heckenrosen blühen trotz Sommermittagshitze. Das Laub ist grün, die Erde trägt an ihrer Fülle schwer. Die Tage werden lang und länger und sind doch gleich seit Anbeginn.

Die Schwalben kreischen und im vollen Blau verlieren sich die Schwingen in den Weiten. Sie fliegen, wenn die Sonne brennt, und jubeln der Unendlichkeit entgegen.

Ins kühle Haus der Schatten lockt die Schnecke, die sich sehnt nach Regen.

Kahler Garten

Im Wipfel des fast laublosen Apfelbaumes hängen noch einige rote Äpfel. Niemand kann mehr hinaufreichen. Der Wind schüttelt die Bäume, aber die Äpfel halten fest. Wenn es kälter wird, werden sie vom Frost angegriffen herunterfallen oder die Vögel werden sie auffressen. Denn der Tod wird sicher kommen. Hinter dem Apfelbaum stehen die goldblättrigen Birken, deren schlanke Stämme im Sturm gebogen werden, so daß man meint, sie müßten jeden Augenblick brechen. Das Laub weht von der großen Eiche am Ende des Gartens bis hierher.

Die Frauen haben Kopftücher umgebunden und Schürzen über den Strickjacken, sie stehen in Gummischuhen in der nassen Erde und graben das Stück Beet um, das sie abgeerntet haben. Oder sie säen die Wintersaat. Die letzten Rosen setzen einsame Farbtupfer. Weit hinter der leeren Eiche versinkt die milchige Spätherbstsonne. Der Wind bläht die Schürzen und Kopftücher und fährt kalt auf die Haut. Die Hände sind rot und rissig. Die Glockenstöcke werden in den Keller gestellt, bis die Sonne wieder heller und der Wind wärmer sein wird.

Scherenschnitt

Am Morgen schneewäßriges Licht über dem Gezweig, ganz helle rosa Streifen am Horizont, weißdämmernde Luft, knorrige Apfelbäume wie schwarze Flügel im Eis.

Stundenlang sitze ich am Fenster und blicke in den schneebedeckten Garten. Auch die Krähen sitzen unbewegt in der Eiche. Langsam wachsen seltsame Pflanzen das Fenster empor, so dicht, daß sie den Durchblick verhindern, kristallene Formen, die die Illusion erzeugen, in einem bizarren Raum zu schweben, weit entfernt von der Erde.

Abends

Abends sitzen wir in der Stube, eine Kerze flackert im Herrgottswinkel, von draußen leuchtet ein einsamer Stern herein, der an einem Seil über die Straße gespannt ist. Die Worte tröpfeln langsam in die Stille hinein. Die Kinder wissen nicht, was sie tun sollen. Ruhig sein und den Großen zuhören. Ruhig sein.

Einige vergessene rote Beeren im Gebüsch. Leere Wege den Fluß entlang, seicht vom geschmolzenen Schnee, granitblaues Wasser. Ein Mann sägt die im Sturm gefallenen Bäume in kleine Stücke. Und wieder singen die Vögel am länger werdenden Abend, der nach regennassen Zedern riecht. Nach dem Winter vollkommen entwöhnt des Lichts, die Augen brennen bei dieser Helligkeit. An den Wegrändern wachsen rote vollblütige Tulpen. Die Frau arbeitet, bis die Sonne rund und schwer nur noch die Kamine der Häuser bescheint, selbst schon weit entschwunden, langsam verloschen hinter der großen Eiche. Der Rechen lehnt an dem knorrigen Baum, die Frau bindet die Schürze los. Dann sitzen sie bei ihrem kargen Abendbrot. Aus jedem Haus leuchtet ein einsames Licht.

Reise zu Hölderlin

Noch liegt die Sonne auf den Hügeln und Feldern, noch reifen die letzten Stunden des Sommers, noch ist kein Laub auf den Wegen. Das Band der Autobahn schlängelt sich durch das Land, an behäbigen Dörfern und gedrungenen Kirchtürmen vorbei. Weithin sichtbar werden die Qualmsäulen aus den Türmen des Atomkraftwerkes von der Sonne bestrahlt. Neben der Straße stehen verkrümmte Birken, deren Laub hellgelb schimmert. Durch schwäbisches Hügelland, weite Obstanger, an Kloster Bebenhausen vorbei gelangen wir nach Tübingen.

Über die satten grünen Wiesen zieht der Abend herauf und in der Stadt werden die ersten Lichter entzündet.

Am nächsten Morgen steigen wir eine schmale Wendeltreppe von der Neckarbrücke hinunter zum Fluß. Auf der rechten Seite stehen stattliche Häuser, von denen kleine Gärten zum Ufer hin abfallen, überwachsen mit Weinreben; das Geranke wächst über den Weg wie ein großes Tor, durch das man in eine andere Welt tritt. Auf der linken Seite des erdigen Pfades neigen sich die Trauerweiden in das leise fließende Wasser, das an die Boote klatscht. Schwäne und Enten treiben zwischen dem fallenden Gelb und Braun der Zweige.

“Mit gelben Birnen hänget
Und voll mit wilden Rosen
Das Land in den See,
Ihr holden Schwäne,
Und trunken von Küssen
Tunkt ihr das Haupt
Ins heilignüchterne Wasser.”

Vergilbte Blätter fallen und die Rosen sind schon verblüht. Wir treten ein in seinen Turm. Efeu rankt sich um die Fenster, die selten geöffnet werden, Spinnen sonnen sich in ihren Netzen am Fensterkreuz. Wenn man die Zimmer betritt, sehr behutsam wie an

heiliger Stätte, knarrt der Holzboden in unverständlicher Sprache.
Sonst schweigt alles, die Leere der Wände, des Raumes.
Seine Gedichte hängen an der Wand: Der Frühling, Sommer,
Herbst, Winter.
“Die Tage gehn vorbei mit sanfter Lüfte Rauschen”.
Und wieder Frühling und wieder Herbst.
Nichts können wir fassen. Nur seine Worte sind geblieben. Wir
schweigen.

Und wieder ist es ein Spätsommertag, der die Hagebutten rötet. An den vom Regen schwarz glänzenden Apfelbäumen hängen vereinzelte lederne Äpfel. Das Morgenlicht fällt durch taunasse Spinnweben, die von unsichtbaren Händen gehalten quer vor dem Fenster hängen.

Ein leuchtender Tag von morgens bis abends voll aufgeregter Schwalben, denn sie leben in Erwartung ihrer Reise. Sie leben auf Abruf. Ich folge ihrem Ruf auf das abgeerntete Feld.

Wenn ich auf dem Stoppelfeld querfeldein gehe, muß ich von Furche zu Furche springen. Mit aller Kraft muß ich mich gegen den Wind stemmen. Von ferne sehe ich aus wie eine Vogelscheuche.

Von meinem Fenster aus kann ich zu den Zuggleisen blicken. Die Güterwaggons stehen heute still, denn es ist Sonntag. Aber unter der Woche werden die braunen geschlossenen Waggons hin und her geschoben und man weiß nicht, was sie enthalten.

An den Wochentagen kommen die Gleisarbeiter in ihren orangen Anzügen mit dem Geruch nach Öl und Teer und die Lokführer in den schwarzen Overalls und holen sich im Laden ihre Brotzeit oder trinken schnell einen Kaffee im Stehimbiss. Die meisten schweigen oder blicken zu Boden, als schämten sie sich. Dann gehen sie in kleinen Gruppen wieder zu den Gleisen und gebückt fahren sie fort zu arbeiten.

Wie in einem römischen Garten

Wenn man in einem Viertel lebt, in Sendling oder Schwabing oder Neuhausen oder Pasing, dann ist man mit allem dort vertraut, mit den alten Häusern, den Bäumen, den Straßenzügen, Eisenbahnbrücken, Wasserläufen. Jede Veränderung wird einem ins Auge fallen. Ein Haus wird neu gestrichen, andere Menschen wohnen jetzt dort, die Alten sind gestorben, viele ziehen ein und wieder aus, man selbst beobachtet alles, jedes Jahr blühen dieselben Rosenbüsche, die irgend jemand vor Jahren gepflanzt hat. Unter einem dieser Büsche steht ein Klappstuhl wie in einem römischen Garten. Wassermelone und Rotwein auf dem Tisch, lange am Abend steht die Sonne noch am Himmel. Arkadien ist sehr klein.

Mein verheißenes Land

Wir sitzen auf leeren Fässern,
radebrechen mit den Bauern,
schon steht die Sonne tief.
Würzige, vogeldurchkreuzte Luft
über dem steinigen Land,
der staubigen Straße.
Ohne Kompaß und Karte
finde ich den Pfad
quer durch die Macchia,
wann immer ich will.
Unbeirrbar steigen die Sterne.

Septembertag
an Mariä Geburt

Stechklare Farben eines föhnigen Herbsttages. Das Fallobst wird aufgelesen in große Körbe. Unter dem Schuppendach glänzen goldene Zwiebeln an dicken bastgeflochtenen Zöpfen. Schalen mit Nüssen stehen in der Vorratskammer. Kinder schütten glänzende Kastanien auf den Tisch.

Einmal noch schwimmen wir im Fluß, der uns weit abwärts treibt durch Licht und Schatten, an grellblühenden Gärten mit Dahlien, Phlox und Sonnenblumen vorbei. Wegwarten säumen das Ufer, himmelblaues Gelichter.

Die Wege werden dunkel. Nur der letzte Widerschein der Sonne färbt den Himmel rot. Jetzt ein Vogel sein, jetzt dem Licht nachfliegen können in unendliche Weiten!

Ich bin sehr spät aufgestanden. Nicht weil ich so lange schlafen will, sondern weil es egal ist, ob ich im Liegen denke oder im Sitzen. Weil ich nicht weiß, was ich heute tun soll, an diesem Tag, an jedem anderen Tag. Dann kann ich mich nicht bewegen, nichts tun, mir ist, als hätte ich Gewichte von Blei an Armen und Beinen. Als würde ich in einem Meer versenkt werden wie früher Gefangene oder Verbrecher. Schließlich gehe ich in ein italienisches Café. Italien – die große Sehnsucht. Aber ich kann nicht verreisen, weil ich kein Geld habe. Mich also nicht einer angenehmen Flucht hingeben. Ich werde hier meine Tage verbringen, werde am Vormittag in der Stadt herumlaufen, in ein Café gehen und Zeitung lesen, mich wundern, daß die Zeit gar nicht vergeht und dann doch plötzlich vorbei ist, unmerklich und ohne daß etwas geschehen ist. Ich werde spaziergehen und es nicht für gesund halten, weil ich innerlich verbrenne vor Energien, die nicht zum Ausbruch kommen, weil sie nicht zum Ausbruch kommen dürfen, einem Vulkan gleich, der alles vernichten würde. Weil ich am liebsten die Welt aus den Angeln heben möchte.

Wie leben

An einem klaren Morgen wache ich auf und sehe die Sonne langsam durch das Geäst sickern wie durch ein weitgespanntes Netz. Einige Strahlen fallen schräg in mein Zimmer, tasten langsam wandernd die Wände, die Gegenstände ab, und verfangen sich in den Blumentöpfen. Ich beobachte sie, unfähig, mich zu bewegen, meine Gedanken zu ordnen. Ich merke, daß heute wieder ein leerer Tag ist. Von draußen dringt nur gedämpfter Lärm herein, wie in einer Kirche, denke ich.

Am Nachmittag gehe ich die Isar entlang. Hoch über den goldenen Bäumen fliegt der Friedensengel in kühnem Schwung in den dunst-hellen Himmel hinauf. Weißlackierte Caféhausstühle vor alten Fassaden in der Maximilianstraße. Hier treffe ich mich mit einem Bekannten.

Er ist sehr beschäftigt und hat heute schon viel getan. Im Grunde genommen, was eigentlich, frage ich. Was ist denn wichtig und beständig im Bewußtsein des Todes?

Ob ich heute abend mitkomme ins Theater, fragt er unvermittelt. Nein, sage ich, jetzt nicht.

So kommst du nicht weiter, sagt er.

Ich muß zugeben, daß ich nichts erreiche, niemanden. Ich versuche eine Rechtfertigung meines Lebens, aber ich komme nicht an gegen so viele Worte, die mich erdrücken mit aller Logik und Energie, bis ich sprachlos, wieder mir selbst überlassen bin.

Er muß weiter, er hat noch Termine.

Die Häuser werfen längere Schatten. Gehen wir. Der Wind spielt mit den Haaren und wirbelt unsere Körper durch die Straßen wie das abgefallene Laub. Ich meine, ich müßte vergehn, Baum werden oder Wind.

Da tropft doch Blut! Das Fenster brennt in der untergehenden
Sonne rot auf und überflammt mich mit Feuer, gerade als ich das
Zimmer betrete.

Unversehens kam ich neulich, weil ich durch ein falsches Tor gegangen bin, in den Hinterhof eines Mietshauses. Rundherum standen alte Häuser und mittendrin lag ein übriggebliebener Obstgarten. Alte Zwetschgenbäume in einer hohen Wiese. Man hätte anfangen können zu träumen, man hätte sich ins Gras legen und durch die Zweige in den Himmel blicken können. Und abends, wenn man auf einem der kleinen Balkone sitzt, dann singen die Amseln auf den Dächern und in den Bäumen und der Himmel ist ganz hellblau, obwohl der Mond schon aufgegangen ist. Mein Mädchen hätte einen langen bunten Rock an und würde durch die Wiese springen, vielleicht gäbe es sogar Grashüpfer, und die Buben würden sicher auf den Ästen klettern. Aber halt, da sehe ich, daß um die Bäume ein Zaun gezogen ist, da dürften die Kinder sicher nicht darüber klettern, der Besitzer möchte seine Bäume für sich haben. Deswegen hat er auch einen großen Hund, der aufpaßt, daß die Jungens aus den Wohnblöcken nicht in den Garten kommen. Anschauen, nur anschauen darf man die Bäume. Nicht anfassen. Wer weiß, wie sich eine Rinde anfühlt? Oder hohes Gras um die nackten braunen Beine?

Man kann nur träumen, wie es ist, wenn man in einer bunten Sommerwiese liegt, aber man weiß es nicht. Still, Bello, still, denn jetzt wage ich es und klettere hinüber.

Alles wird wieder wärmer. Die Türen und Fenster der Häuser stehen offen und man hört das Geklapper der Kochtöpfe in der Mittagsstunde. Die Kinder schreien und lachen draußen wie zu allen Zeiten. Die Wäsche flattert auf den Stangen als wären nie hundert Jahre vergangen, als hätte es nie Kriege gegeben, als wäre immer die gleiche Stunde.

Stilleben am Siebentischwald

Verfaultes Tomatenkraut im Regen, aufgeweichte Erde, die Sonnenblumen braune Gerippe mit großen hängenden Köpfen, die Malvenbüsche umgeschlagen, alle Farben verloschen, aller Duft verloren. Sonnenloser Himmel.

“Wenn ich alt bin, werde ich sterben und dann kommen andere und die sterben dann auch und immer so weiter”, sagt mir ein Kind, während wir Lavendel schneiden in einem kleinen Garten. An der Straße stehen alte Mietshäuser der Eisenbahngesellschaft, die Fenster mit gelben Gardinen und künstlichen Blumen behängt, eine Kaserne gegenüber. Hinter schweren hohen Eichbäumen, schwarz und gelb aufragend das Altenheim. In dem Geäst der Bäume sitzen Wolken von Krähen, reglos wartend, bis ein vorbeifahrender Zug sie aufschreckt. Die Fenster des Zuges sind erleuchtet, denn die rote Abendsonne versinkt. Die Luft ist kalt, die Spatzen sitzen in den Zweigen vor dem Fenster.

Im Westen wird der Himmel heller, an einer Stelle zwischen Fabrikurm und Altbausiedlung, in diesem Spalt Himmel wird zu einer bestimmten Zeit die Sonne sichtbar als runder, roter Ball.

Klare Luft in den gelben Wipfeln der Birken, in den Schrebergärten wird gehackt und gesägt. Von irgendwoher steigt Rauch auf, verbranntes Holz, morsches Gebein. Verschrumpelte Äpfel verfaulen. Fahl wird die Wiese und dunkel. An den Fenstern hängen Engel aus Goldpapier. Feuerflammend scheinen sie herab auf die nächtliche Straße.

Surreales Bild

Träger Sonntagnachmittag.

Alle sitzen aneinandergereiht auf den Gartenstühlen und blicken in den Himmel und auf die Büsche und die hohen Sonnenblumen. Die Schuppentüre ächzt, sonst regt sich nichts. Manchmal fällt ein Kern oder eine Haselnuß, aber niemand bückt sich. So lautlos wie die Wolken vergeht die Zeit. Jedes Wort scheint verkehrt, lieber Schweigen zwischen den gläsernen Wänden, nicht daß eine zerbricht!

Mein Tisch

Mein Platz ist an diesem rotbraunen Holztisch. Er steht auf schön gedrechselten Füßen, ist alt, von Hand geschreinert, das fühlt man. Die Tischplatte ist nicht groß, aber für meinen Papierstoß reicht es. Neben diesem Platz weist das Fenster in Richtung Osten. Morgens scheint das aufgehende Licht auf mein Papier. Wenn der Wind die Büsche vor dem Fenster bewegt, fallen wunderbar feine vielverzweigte Schattenbilder auf den Tisch und schmücken ihn mit filigranen Mustern. Im Sommer ist das ganze Zimmer in grünes Licht getaucht als säße ich in einem Haus in der Tiefe des Meeres. Dann ist mein Tisch meine Insel. Nachts wird er mein fliegender Teppich; wenn ich wieder Boden betrete, war ich unzählige Lichtjahre entfernt auf einem fremden Planeten. In Wirklichkeit sitze ich nur sehr kurze Zeit hier.

Stadtwohnung

Unbehelligt sitze ich in einer düsteren Kneipe. Später fahre ich nach Hause mit der Tram durch die gährenden, dreckigen, leeren Straßen. Der Hauseingang ist ganz dunkel. Alle schlafen schon.

Eine Hyazinthe erfüllt das Zimmer mit ihrem Duft. Ich bleibe an der Tür stehen und suche nach einer Erinnerung, die mit diesem Geruch verbunden ist. Die Zeit dort und hier oder jenseits und diesseits der Grenze wird mit verschiedenen Maßen gemessen. Hier gelten die Gegenwartsworte, leer, bedeutungslos, Eintagsfliegen gleich. Dort die Stille.

Wie ein großes Gelächter erscheinen mir plötzlich alle Laute der Stadt, mit einem Schlag war der Sommer vorbei und so viel Licht entschwunden.

Ich stehe in dem dunklen Raum und blicke starr auf den Uhrturm am schwarzen Himmel. Roter Mond, rot und voll, der Mann im Mond trägt sein Bündel für ewige Zeiten in gespenstischem Licht. Der Wind in der Nacht rüttelt so heftig an den Jalousien, jagt durch alle Ritzen und Spalten. Die Wolken wachsen ins Unendliche. Als ich am Morgen aufwache, finde ich mich nicht zurecht. Ich liege in einer grauen hellen Höhle. Mein kleines Fenster ist blind geworden.

Es schneit so viele Flocken, daß mir schwindlig wird, denn ich sehe nichts als diese Bewegungen, weiter und weiter. Und wie leicht gerate ich mit hinein in dieses Fallen, in dieses leichte Schweben. Ich fühle, wie alles erstarrt, eisig und erfroren, von den äußersten Spitzen an, ich werde kalt und meine Haare weiß vom Reif, wenn ich hinsehe, sind es viele Sterne, die mich verlocken, ein Gestirn zu sein.

Ich bin in Schneewehen versunken.

In München

Neblicher Morgen mit Taubenschwärmen und Lastwagengekreisch. Die gichtige Frau gegenüber schließt ihr Fenster. Ich stelle mir ihr Zimmer vor mit überladenen Tischen und Kaminsimsen. Hinter dem gelben Vorhang sitzt eine Ente aus Porzellan. Oft hängt am Fensterkreuz ein Strauß vertrockneter Kräuter. Im Hausflur schlägt mir feuchtfauler Geruch entgegen. Kartoffelernte. Das ist eine Erinnerung, denn hier gibt es kein Feld. Die Kneipenluft der vergangenen Nacht vermischt sich mit Autogasen. Das Grau des Nebels wird milchweiß und lila und fett. Ein weithinsichtbares Ding ist die grellrote Ampel. Schild am Kirchturm von St. Peter: Aufstieg heute nur 50 Pf. Müde Gestalten an den Straßenbahnstationen. Heute könnte ich lange so weitergehen, weil man vor dem Blick der anderen gleich wieder im Nichts verschwindet. Aber ich muß in den Raum mit den Neonröhren. Ein Tiefseefisch scheut das Licht. In Gedanken schwimme ich noch weiter. Ich denke, ich sei ein Tintenfisch und bespritze alles um mich herum mit Tinte. Das weiße Papier erschrickt und färbt sich dunkel.

Als ich mittags das Haus verlasse, werde ich beim Öffnen der Flügeltüre von einem aufblitzenden Dolch erstochen. Gleißendes Sonnenlicht. Ich blinzele in den Tag, der eigentlich jetzt erst beginnt.

Mein armer Tintenfisch ist gestrandet.

Steinkirchen an der Würm

Auf einer Insel in der Würm steht eine alte Kirche, umgeben von einem efeubewachsenen Friedhof. Die Gräber liegen im Schatten der Tannenbäume, von den zwei Armen des Flusses umschlungen. Manche Grabsteine sind umgefallen, die Schrift unleserlich geworden. Inmitten dieser alten Steine, die jeder ein Leben benennen mit kurzen Worten, liege ich im hohen warmen Sommergras. Die Wolken ziehen über mir, Insekten surren, die Gräser reichen über mich hinaus. Durch sie hindurch sehe ich die Mauer aus groben Steinen, die den Friedhof rundherum umgibt. Ich meine, ich müßte aus mir hinauswachsen wie das in der Sonne flimmernde Gras, aus einer harten Rinde oder Wurzel, die mich umschließt, und es zieht mich in alle Richtungen. Als spürte ich Zweige an mir wachsen. Überall blauer Himmel.

INHALT

| | |
|--|----|
| Herbst I-IV | 7 |
| Blick aus dem Fenster | 11 |
| Apokalypse | 12 |
| Winter in den Bergen | 13 |
| Bayerisches Bild | 14 |
| Wetterleuchten | 15 |
| Trauriger Weg | 16 |
| Ich meinte, ich müßte vergehn | 17 |
| Ewigkeit | 18 |
| Sonnenuntergang | 19 |
| Novembertag | 20 |
| Wintereinbruch | 21 |
| Frühling in Planegg | 22 |
| Großmutter's Zimmer | 23 |
| Vertrocknete Vogelbeeren | 24 |
| Sonntag auf dem Dorf | 25 |
| Die Schwalbe und die Schnecke | 26 |
| Kahler Garten | 27 |
| Scherenschnitt | 28 |
| Stundenlang sitze ich am Fenster | 29 |
| Abends | 30 |
| Einige vergessene rote Beeren | 31 |
| Reise zu Hölderlin | 32 |
| Und wieder ist es ein Spätsommertag | 34 |
| Von meinem Fenster aus | 35 |
| Wie in einem römischen Garten | 36 |
| Mein verheißenes Land | 37 |
| Septembertag | 38 |
| Ich bin sehr spät aufgestanden | 39 |
| Wie leben | 40 |
| Unversehens kam ich neulich | 42 |

| | |
|------------------------------|----|
| Alles wird wieder wärmer ... | 43 |
| Stilleben am Siebentischwald | 44 |
| Surreales Bild | 45 |
| Mein Tisch | 46 |
| Stadtwohnung | 47 |
| In München | 49 |
| Steinkirchen an der Würm | 50 |